

Das sichtbare und das verborgene soziale Engagement

Häufigkeiten und Hintergründe von Ehrenamt und privater Hilfe in Deutschland im Jahre 2002

Von Heiner Meulemann und Tilo Beckers

1. Untersuchungsanlage

1.1 Ansatz: Sichtbarkeit von Sozialdienstleistungen

Die Familie und der Bedarf an Sozialdienstleistungen

Nicht jedes kranke Kind kann von seinen Eltern gepflegt werden. Nicht alle schwachen Schüler haben Geschwister, die ihnen helfen wollen oder können. Nicht jeder einsame, kranke oder alte Mensch hat noch Verwandte, die ihn pflegen wollen oder können. Nicht jeder aktive oder gesellige Mensch findet von sich aus genügend Freunde, um Sport und Geselligkeit zu pflegen. Nicht wenige Menschen brauchen also andere Menschen, die sie kognitiv oder emotional unterstützen, die sie informieren, unterrichten, trainieren, führen oder unterhalten, betreuen, pflegen. Alle diese Personen haben einen Bedarf an Dienstleistungen, die nicht – wie etwa Handel oder Buchhaltung – in die Produktionskette materieller Güter eingebettet sind, sondern unmittelbar von Person zu Person gehen und die deshalb als „sekundäre“ gegen „primäre“ Dienstleistungen abgegrenzt werden.¹

Weil der Bedarf an diesen „sekundären“ Dienstleistungen entsteht, wenn intime Partner, also Gatten, Kinder oder Geschwister, Unterstützung nicht bieten können oder wollen, muss er von Fremden, also von Menschen außerhalb der Familie befriedigt werden. Mit „Familie“ ist dabei eine *Haushaltsgemeinschaft* gemeint, deren Mitglieder füreinander Leistungen auch ohne absehbare Gegenleistung erbringen und insbesondere Leistungen nicht gegen Geld tauschen. Leistungen des einen für ein anderes Mitglied werden vielmehr aufgrund der *Intimität*, also der wechselseitigen Identifikation der Mitglieder, erbracht. Intimität hat zwar in den Naturbindungen der Sexualität und der Abstammung ihre stärkste Basis; aber die Naturbindungen werden ihrerseits in kulturelle Formen gekleidet, so dass die Möglichkeit entsteht, Intimität auch unabhängig von Sexualität und Abstammung zu regeln. Die „Familie“ ermöglicht den *Kommunismus* der Wirtschaftsgemeinschaft durch die *Solidarität* der Intimgemeinschaft. Diese Definition verbindet also die beiden Vergemeinschaftungsformen des Wirtschaftens und der Intimität; sie nimmt weder auf den biologischen Ursprung noch auf die rechtliche Ausformung der Beziehungen zwischen den Mitgliedern Bezug. Sie kann daher sowohl die vorherrschende Form der „Kernfamilie“ verheirateter Eltern und ihrer biologischen Kinder, wie alle denkbaren Varianten dieser Form umfassen – von der Mehrgenerationen- und Mehrpaarfamilie auf der traditionellen Seite bis zur nichtehelichen und der eingetragenen Lebensgemeinschaft auf der modernen Seite.²

Die Intimität der Familie ist die Basis dafür, dass jeder den anderen unterstützt, also sekundäre Dienstleistungen erbringt. Außerhalb der Familie aber ist man einander fremd. Unterstützung muss gegen Entgelt oder aus Altruismus gewährt werden; denn Geld kompensiert die Aufwendungen für Fremde, und Altruismus schafft eine Identifikation mit dem

1) Die amtliche Statistik unterscheidet zwischen primären (Handel, Tourismus, Banken, Versicherung) und sekundären Dienstleistungen (Planen/Forschen, Leiten, Sichern, Ausbilden/Informieren) (Voß / Dombrowski 2001, S. 71; Datenreport 2002, S. 303). Implizit ist dabei Kriterium, ob die Dienstleistung der materiellen Produktion oder natürlichen wie juristischen Personen dient.

anderen auch dort, wo sie durch Intimität nicht selbstverständlich gegeben ist. Wenn also sekundäre Dienstleistungen von der Familie nicht bereitgestellt und von Personen außerhalb der Familie geleistet werden, bewegen sie sich über die Grenze der Intimität hinweg in den sozialen Raum. Aus diesem Grunde³ sollen sie im Folgenden als *Sozialdienstleistungen bezeichnet werden*. Wenn man von *vorneherein ausschließt, dass Sozialdienstleistungen* – wie in totalitären Staaten – staatlich erzwungen werden und sie als *grundsätzlich freiwillig* ansieht, kann man drei Formen unterscheiden, den Bedarf nach Sozialdienstleistungen zu befriedigen.

Drei Formen der Befriedigung des Bedarfs an Sozialdienstleistungen: Markt, Ehrenamt, private Hilfe

Die erste Form ist der Markt. Unternehmer erkennen den Bedarf und bieten Sozialdienstleistungen gegen Geld an. Um zum Beispiel den Bedarf an Nachhilfe zu befriedigen, können Unternehmer einen Wirtschaftsbetrieb gründen, der Lehrer einstellt und Nachhilfestunden anbietet. In diesem Wirtschaftsbetrieb einer Nachhilfeschool wird einerseits die Rekrutierung und Zuordnung von Lehrern und Schülern, die Verteilung der Stunden, die Berechnung der Kosten usw. organisiert und andererseits Unterricht produziert. Wie in jedem Wirtschaftsbetrieb sind hier unternehmerische und ausführende Arbeiten, Organisation und Produktion verbunden. Wie auf jedem Markt wollen die Anbieter etwas verdienen, und der Preis sorgt dafür, dass das Angebot seine Nachfrage findet. Der Markt leistet also zweierlei: Er reizt mit *Erwerbschancen* dazu, etwas zu produzieren, die Produktion zu organisieren und das Produkt anzubieten; und er führt das Angebot *ungeplant* mit der Nachfrage zusammen.

Aber wenn der Bedarf an Sozialdienstleistungen nicht erkannt wird oder sich nicht als Kaufkraft äußert, entfallen die beiden Leistungen des Markts und müssen anders sichergestellt werden. Wenn Erwerbschancen nicht zum Angebot von Sozialdienstleistungen anreizen, müssen sie *unentgeltlich* erbracht werden. Wenn das Spiel von Angebot und Nachfrage die Verteilung von Sozialdienstleistungen nicht ungeplant organisiert, muss die Befriedigung des Bedarfs *geplant* werden. Statt des Erwerbsmotivs muss das Engagement, statt des Eigennutzes der Altruismus dazu bewegen, etwas ohne Entgelt zu tun.⁴ Statt wirtschaftlichen Unternehmern müssen Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens – Pfarrer, Arzt, Fabrikdirektor, Bürgermeister, also alle die, die früher einmal Honoratioren genannt wurden und die man

-
- 2) Diese Definition expliziert, was Weber (1976, S. 212ff.) unter „Hausgemeinschaft“ verstanden und als Grundform aller möglichen Varianten von „Familie“ angesehen hat. – Die Definition hat allerdings Schwierigkeiten mit der modernen Form des Single-Haushalts, den sie als die Wirtschafts- und *Intimgemeinschaft einer Person* ansehen muss. Der Single-Haushalt kann jedoch als Grenzfall verstanden werden, in der die Gemeinschaft auf eine Person reduziert ist. Denn er ist der Absicht nach eine Übergangsform von der Herkunfts- zur Zielfamilie, selbst wenn die Zielfamilie nicht erreicht wird oder aus gesetzlichen Gründen nicht erreicht werden kann. In der Praxis des Single-Haushalts ist die Gemeinschaft des Wirtschaftens und der Intimität mit einer anderen Person als Ziel oder verpasste Chance, wenn man so will: als „virtuelle Realität“, mitgedacht.
 - 3) „Sozial“ meint also die Gesellschaft als Aktivitätsfeld jenseits der Familie, nicht aber eine pro-soziale Einstellung, die natürlich keineswegs ausgeschlossen ist. Man könnte die Sozialdienstleistungen auch als „soziale Arbeit“ bezeichnen. Aber dieser Begriff ist mit den Konnotationen der *Mangel* und der sozialpädagogischen Bemühung verbunden, die *Bedarfslagen* jenseits des Mangels – Hausarbeitshilfe – und insbesondere kognitive Bedarfslagen – Information, Unterrichtung – ausschließen; und er wird in der Regel von vorneherein auf Institutionen jenseits des Markts und des Privatlebens eingegrenzt (Klatezki / Wedel-Parlow 2001, S. 583).
 - 4) Der Altruismus variiert weiterhin danach, ob das Ehrenamt in einem Verein ausgeübt wird, der Interessen der Mitglieder – wie beim Sport – oder fremden Interessen – wie Obdachlosen oder der Dritten Welt – dient. Wenn das Ehrenamt in einem „Dienstleistungsverein“ ausgeübt wird, sind die Motive stärker selbstbezogen und weniger altruistisch, als wenn das Ehrenamt in einen „Wohlfahrtsverein“ ausgeübt wird (Meulemann / Beckers 2004).

heute „soziale Unternehmer“ (siehe z.B. Beck 1997, S. 154) nennen kann – den Bedarf erkennen und sich zusammentun, um die Produktion zu organisieren. Zum Beispiel können Eltern oder Schüler, Lehrer oder Elternvertreter nachmittägliche Schülergruppen organisieren, in denen Lehrer, gute Schüler oder gut vorgebildete Eltern schwachen Schülern kostenlos Nachhilfe geben.

In der zweiten Form werden also Sozialdienstleistungen unentgeltlich produziert und durch einen Verein an den Bedarf weitergeleitet; mit Verein ist dabei die Artikulation des Willens mehrerer Personen für ein gemeinsames Ziel gemeint, die sich eine bürgerlich-rechtliche Form geben kann, aber nicht muss – also das gesamte Spektrum von Organisationsformen (von Rosenbaldt 2000, S. 72ff.). Der Verein tritt an die Stelle des Wirtschaftsbetriebs, insofern er organisiert und produziert. Der Verein tritt zugleich an die Stelle des Marktes, weil er Leistungen und Bedarf koordiniert; er hat noch mehr Organisationsaufgaben als ein Wirtschaftsbetrieb auf dem Markt, denn die Rückkopplungssignale der Nachfrage fallen weg und die Arbeit der Verteilung kommt hinzu. Die zweite Form kombiniert also zwei Elemente: die *Unentgeltlichkeit der Produktion* und die *Organisation der Produktion in einem Verein*.

Die Unentgeltlichkeit und die mit dem Ausschluss staatlichen Zwangs implizierte Freiwilligkeit sind auch die gebräuchlichen Definitionsmerkmale (siehe Kistler / Noll / Priller 1999, Teil II) ehrenamtlicher Tätigkeiten. Aber schon die Bezeichnung „Ehrenamt“ verweist auf den Rahmen des Vereins: Ein Ehrenamt ist nicht nur „Ehre“, sondern auch „Amt“. Die Initiative der Person mag zwar spontan sein; aber der Verein besteht als soziale Institution, bevor die Initiative aufkommt. Spontaneität organisiert sich nicht – das ist ein Widerspruch in sich und nicht einmal als aphoristische Forderung denkbar; Spontaneität findet vielmehr entweder über Vereine den Weg zum Bedarf – oder sie verbleibt im Lebensumkreis der Person. Auch das Ehrenamt enthält also das Bedeutungselement der freiwilligen und unentgeltlichen Tätigkeit und das Bedeutungselement der Organisation, so dass es sich zur Bezeichnung der zweiten Form anbietet, den Bedarf nach Sozialdienstleistungen zu befriedigen. *Das Ehrenamt ist (1) eine freiwillige und unentgeltliche Dienstleistung (2) in einem Verein*. Das Ehrenamt ist gleichsam ein Angebot an die Person; aber oft setzt sie ihre Initiative selber durch, so dass sie im Nahbereich der Person verbleibt, ohne in der Öffentlichkeit eines Vereins aufzutreten.

Die dritte Form ist daher die *freiwillige und unentgeltliche Sozialdienstleistung außerhalb von Vereinen*, die private Hilfe. Sie verzichtet auf der einen Seite auf die Öffentlichkeit, in der Hilfen organisiert werden; sobald sie sich aber auf der anderen Seite auf die Familie zurückziehen würde, wäre sie keine Sozialdienstleistung mehr.⁵ Die private Hilfe bewegt sich

5) Das ist ein Kriterium zur Abgrenzung von Sozialdienstleistungen gegenüber Selbsthilfen, die vorwiegend in der Familie, aber auch im Bekanntenkreis und der Nachbarschaft gewährt werden. *Selbsthilfen* sind entscheidend durch ihre *Laienhaftigkeit* in Gegenüberstellung zu *professionellen* Hilfen definiert und deshalb im Vergleich mit ihnen – z.B. im Gesundheitswesen – untersucht worden (Grunow u.a. 1983, S. 14). U.E. sollte die Selbsthilfe jedoch nicht als *soziales* Engagement verstanden werden. Wenn ich für mich selbst Sorge, *helfe* ich mir nicht. Weil jedes Handeln ein Ziel hat, ist es eine Tautologie, Handeln als Selbsthilfe zu verstehen; „Engagement für sich“ (Beher u.a. 1998, S. 110) ist kein Gegensatz zum Engagement für andere, sondern die Voraussetzung jeden Handelns. Weil jeder für sich selbst verantwortlich ist, wird *Selbsthilfe* erst dann ein sinnvoller Begriff, wenn *berufsmäßige* Hilfe sich für die Fälle ausdifferenziert hat, in denen man geeignete Wege zum Ziel selber nicht kennt oder gescheitert ist, in denen man also „sich selbst nicht helfen kann“; dann sucht man Hilfe für sich, aber gewährt sie nicht anderen. Die Besonderheit von Sozialdienstleistungen ist gerade, dass sie auch von *nichtberuflichen* Helfern außerhalb der Familie, von Freunden, Nachbarn, „Mitmenschen“ erbracht werden können. Deshalb werden hier nur das Ehrenamt und die private Hilfe als Formen des *sozialen*, d.h. in den Raum zwischen Familie und Berufsleben zielenden, Engagements betrachtet – anders als bei Beher u.a. (1998, S. 118-126) und von Rosenblatt (2000, S. 37, 43), die diese beiden Formen mit der Selbsthilfe als Formen des *freiwilligen* Engagements zusammenfassen. Auch für uns kann natürlich die Mitarbeit in Selbsthilfegruppen – wie in jeder anderen Organisationsform – soziales Engagement sein.

daher in der schmalen Sphäre zwischen Öffentlichkeit und Familie, also in den Lebenskreisen der Verwandtschaft, Freundschaft, Nachbarschaft und Bekanntschaft. Wenn die Mutter ihre Tochter pflegt, ist das keine private Hilfe – sondern der Lebensalltag des intimen Zusammenlebens. Aber wenn die Tochter ihre Mutter pflegt, ist es – im heutigen Regelfall, in dem erwachsene Kinder und Eltern unabhängige Haushalte bilden, die Sozialdienstleistungen gegen Geld tauschen können – eine private Hilfe.⁶

So wie das Ehrenamt auf die Leistungen des Marktes, so verzichtet die private Hilfe auf die Leistungen des Vereins. Der private Helfer muss die Leistungen selber erbringen, die dem Ehrenamt vom Verein zur Verfügung gestellt werden; er ist – um Gehlen zu paraphrasieren – ein Verein in einem Falle. Weil die private Hilfe nicht organisiert wird, bleibt sie im Verborgenen und gewinnt nicht die Sichtbarkeit des Ehrenamts. Man kann von einem sichtbaren und einem verborgenen sozialen Engagement sprechen. Sozialdienstleistungen, die am Markt nicht angeboten werden, können als Ehrenamt oder durch private Hilfe bereitgestellt werden.

1.2 Ziele und Fragen

Die folgende Arbeit untersucht das soziale Engagement – das Engagement, Sozialdienstleistungen zu erbringen. Sie will die bisherige Forschung, die sich auf das Ehrenamt konzentriert und seine Verteilung auf sozialdemographische Kategorien untersucht hat, in zwei Richtungen erweitern. Erstens soll nicht nur die *sichtbare* Form des Ehrenamts, sondern auch die *verborgene* Form der privaten Hilfe betrachtet werden.⁷ Zweitens soll das soziale Engagement nicht nur nach sozialdemographischen Kriterien, sondern als ein Handeln betrachtet werden, für das Mittel gebraucht und Motive mobilisiert werden, das also von Ressourcen und Einstellungen bestimmt wird.⁸ Denn die Sozialdemographie bestimmt das soziale Engagement nicht direkt, sondern über Ressourcen und Einstellungen. Zur Deskription von Verteilungen nach der Sozialdemographie treten daher erklärende Hypothesen darüber, mit welchen Ressourcen man sich engagieren „kann“ und mit welchen Einstellungen man sich engagieren „will“.

Die Untersuchung stellt zwei Fragen. Erstens: Unterscheidet sich die ehrenamtliche Tätigkeit von der privaten Hilfe nach Häufigkeit und Erscheinungsform? Zweitens: Durch welche sozialdemographischen Merkmale und durch welche Ressourcen und Einstellungen ist das soziale Engagement bestimmt, und unterscheiden sich Ehrenamt und private Hilfe durch ihre Bestimmungsfaktoren? Beide Fragen werden in einer Bevölkerungsbefragung aus dem Jahre 2002 analysiert. Nach der Darstellung der Stichprobe werden zur ersten Frage Hypothesen und Ergebnisse in Abschnitt 2, und zur zweiten Frage Hypothesen in Abschnitt 3 und Ergebnisse in Abschnitt 4 dargestellt.

1.3 Stichprobe

Im Herbst 2002 wurde ein repräsentativer Querschnitt der deutschen Bevölkerung ab 18 Jahren in den Cati-Laboren der Universitäten Köln, Düsseldorf und Duisburg telefonisch befragt.⁹

- 6) Priller (1999, S. 136) trennt zwischen Ehrenamt und „sonstiger freiwilliger Tätigkeit“, ohne letztere genauer zu definieren. Allerdings fällt dem Fragebogeninstrument nach hierunter keine der privaten Hilfe gleichkommende nicht vereinsgebundene Tätigkeit.
- 7) Im Freiwilligen-Survey ist Hilfe unter Nachbarn und Bekannten zwar erhoben, aber nicht als Zielvariable untersucht worden (von Rosenblatt 2000, S. 58).
- 8) Motive sind meist (z.B. Gensicke 2000, S. 250; von Rosenblatt 2000, S. 112-124) als Selbstverständnis der Engagierten, nicht aber in ihrer Wirkung auf die Entscheidung in der gesamten Bevölkerung untersucht worden. – In der Psychologie sind Altruismus und Werteinstellungen als Einflüsse auf ehrenamtliches Engagement untersucht worden (Bierhoff / Schülken 2001).

Nach dem Gabler-Häder-Design (Gabler et al. 1998) wurde eine für Gesamtdeutschland repräsentative Bruttostichprobe von 19.325 Rufnummern gezogen. Jede Rufnummer wurde in der Feldzeit maximal zehnmal angerufen, bis sie als erreichbar oder nicht erreichbar klassifiziert wurde. Knapp jede fünfte Rufnummer hat einen gültigen Kontakt nach der Last-Birthday-Methode und jede zwölfte Rufnummer ein erfolgreich zu Ende geführtes Interview (8,1 %) ergeben. Von den 4.998 kontaktierten Personen gaben 1.568 ein Interview, so dass sich eine Ausschöpfungsquote von 32 % ergab.

In der realisierten Stichprobe waren, verglichen mit der dreidimensionalen Verteilung nach Alter, Geschlecht und Bildung des Statistischen Jahrbuchs für die Bundesrepublik Deutschland 2001 (Statistisches Bundesamt 2001, S. 277) weibliche, mittel alte und gut gebildete Befragte überrepräsentiert. Deshalb wurden die Daten nach der dreidimensionalen Verteilung im Statistischen Jahrbuch gewichtet. Alle folgenden Analysen beruhen auf dieser Gewichtung des Datensatzes auf 1.555 Fälle.

2. Unterschiede der Zielvariablen

2.1 Hypothesen

Sichtbarkeit bringt soziale Anerkennung und wirkt so als Anreiz zum sozialen Engagement. Sie ist Grundlage für Hypothesen über Differenzen zwischen Ehrenamt und privater Hilfe in Häufigkeit und Erscheinungsform.

Der ehrenamtlich Tätige wird mit anwachsendem Engagement auf den verschiedenen Stufen der Vereinshierarchie und in der Öffentlichkeit immer deutlicher sichtbar. Denn der Verein organisiert nicht nur die Sozialdienstleistungen, er spielt auch die Rolle des Dritten, der die Leistung des einen für den anderen registriert und in der Öffentlichkeit darstellt. Die private Hilfe hingegen wird nur von dem gesehen, dem sie auch zu Gute kommt; es gibt keinen Dritten, der Helfer und Nutznießer kennt und die Hilfeleistungen registriert. Selbst dem Nachbarn entgeht oft die Hilfe des einen Nachbarn für den anderen; dass ein Dritter zusieht, ist Zufall und keineswegs sicher. Ohne die Öffentlichkeitsarbeit des Vereins hat der private Helfer daher *weniger Anerkennung* als der ehrenamtlich Tätige: Er wird vielleicht im Viertel gesehen, aber schon kaum mehr in der Stadt – entsprechend sollten private Hilfen seltener sein als ehrenamtliche Tätigkeiten, was als *Häufigkeitshypothese* bezeichnet werden soll.

Aber der private Helfer wird nicht nur weniger gesehen, er sieht auch weniger. Während der Verein weiß, wo Not am Mann ist, muss der private Helfer erkennen, wer welcher Hilfe bedarf. Während der Verein überregional Informationen sammelt und Aktivitäten koordinieren kann, ist der private Helfer auf sich gestellt. Während der Verein – vom Schatzmeister bis zum Jugendwart – ein Angebot an möglichen Aktivitäten und Routinen für jeden bereitstellt, muss der private Helfer selber sehen und überlegen, wo und wie er am besten helfen kann. Das aber ist in der Umwelt des Alltags am einfachsten. Man sucht und überlegt nicht lange, sondern legt Hand an, wenn man offensichtlich gebraucht wird. Die private Hilfe ergibt sich aus Umständen, denen man sich oft nicht entziehen kann. Während man ein Ehrenamt ausübt, wenn man kann und will, leistet man private Hilfe, wenn man muss. Ohne den

-
- 9) Die Erhebung fand in empirischen Forschungspraktika der drei Universitäten statt. Praktikumsleiter waren in Duisburg Frank Faulbaum und Marc Deutschmann, in Düsseldorf Karl-Heinz Reuband und Bettina Lander, in Köln die Autoren. Wir danken den Kollegen und den Studierenden für ihr Engagement bei Planung und Erhebung. In Köln hat eine Sachbeihilfe des Vereins der Freunde und Förderer der Universität es ermöglicht, Interviewer für rund 1000 Interviews im CATI-Labor zu bezahlen und die Ausstattung des Labors zu verbessern. Dafür sei dem Verein sehr herzlich gedankt. – Einen ausführlichen Bericht über Erhebung und Ergebnisse, auf dem dieser Aufsatz beruht, senden die Autoren auf Wunsch gerne zu.

Überblick des Vereins hat der private Helfer daher *weniger Weitsicht und weniger Entscheidungsspielräume* als der ehrenamtlich Tätige: Er sieht die Not im Viertel, aber nicht in der Welt und hilft oft mehr, weil er muss, als weil er will – entsprechend wird er in anderen Lebensbereichen und in anderen Formen agieren als der ehrenamtlich Aktive.

Die schwächeren Anreize legen also nicht nur die Hürden für die private Hilfe höher, sondern stellen auch die Weichen anders als für das Ehrenamt, so dass sich zwei weitere Hypothesen ergeben. Die *Lebensbereichshypothese*: Das Ehrenamt sollte in Lebensbereichen häufiger auftreten, wo Interessenlagen in Vereinen für die Mitglieder des Vereins verfolgt werden können – Beruf, Freizeit, Politik und Recht, Religion. Die private Hilfe sollte in Lebensbereichen häufiger auftreten, in denen sich entweder Interessenlagen nicht herausbilden und in die Form eines Organisationszwecks gießen lassen – Verwandtschaft, Freundschaft, Nachbarschaft – oder in Lebensbereichen, in denen es weniger um Interessen der Helfer als um die Wohlfahrt fremder Personen geht – Bildung und Soziales. Und die *Aktionsformhypothese*: Das Ehrenamt sollte sich häufiger in Sozialdienstleistungen für Vereine äußern – Führen, Repräsentieren, Planen, Verwalten; die private Hilfe sollte sich häufiger in Sozialdienstleistungen für Personen – Betreuen, Helfen, Pflegen, Beraten und Unterrichten äußern.

2.2 Ergebnisse: Häufigkeitshypothese

Die Tätigkeit in einem Ehrenamt wurde wie folgt erfragt: „Sind Sie zur Zeit ehrenamtlich, d.h. freiwillig und unentgeltlich, in einem Verein oder in einer Gruppe tätig? Zum Beispiel als Schatzmeister, Übungsleiter, Pfarrhelfer, Betreuer oder ähnliches“. Die private Hilfe wurde wie folgt erfragt: „Leisten Sie im Augenblick von sich aus, also ohne Mitglied in einem Verein oder einer Gruppe zu sein, unentgeltlich Hilfe oder Unterstützung für jemanden außerhalb Ihrer Familie? Z.B. Hilfe für einen kranken Nachbarn oder Nachhilfe für einen Schüler“. Die private Hilfe wurde also als Engagement außerhalb von Vereinen erfragt. Für Ehrenamt wie für private Hilfe wurden bis zu zwei Aktivitäten erhoben. Für alle erhobenen Aktivitäten wurden sowohl die *Dauer* wie die *Art* der Tätigkeit erfragt.

Die *Dauer* wurde wie folgt erfragt: „Wenn Sie mal an diese Tätigkeiten denken. Wie viele Stunden kommen da in der Woche, im Monat oder im Jahr bei Ihrer Tätigkeit als ... zusammen?“ Wenn jemand zwei Ehrenämter oder zwei private Hilfen angegeben hatte, wurde für beide zusammen die Dauer errechnet.

31,4 % der Befragten sind in einem oder zwei Ehrenämtern tätig gewesen¹⁰. Bei den Engagierten liegt der Median bei 11 Stunden¹¹. 19,1% der Befragten leisten augenblicklich private Hilfen. Bei den Engagierten liegt der Median bei 8 Stunden. Der Häufigkeitshypothese entsprechend sind also private Hilfen seltener als Ehrenämter; sie sind zudem weniger zeitintensiv.

10) Diese Zahl kommt nahe an die im Freiwilligensurvey des BMFSFJ (von Rosenblatt 2000, S. 18) ermittelten 34% freiwillig Engagierter heran, stellt aber im Literaturvergleich für Deutschland eine eher hohe Ehrenamtsquote dar. Die Erhebungsergebnisse zwischen 1991 und 1997 schwankten für Deutschland mit Ausnahme des Speyerer Wertesurvey von Klages (38 % bei einer extensiven Vorgabe von Antwortmöglichkeiten aus einer Liste) zwischen 13 und 22 % für die ehrenamtliche Tätigkeit (Vgl. von Rosenblatt 1999, S. 400ff., Gensicke 2000, S. 234ff.).

11) Bezieht man die Häufigkeiten für die Dauer auf die Gesamtgruppe, so wenden knapp 20 % bis zu 15 Stunden pro Monat für ihre ehrenamtliche Tätigkeit auf und knapp 6 % mehr als 30 Stunden. Der Kreis hoch engagierter Personen ist also ähnlich groß wie im Freiwilligensurvey (von Rosenblatt 2000, S. 20). Die Gruppe derjenigen, die mehr als 5 Stunden pro Woche aufwenden erreicht dort 11 % der Bevölkerung.

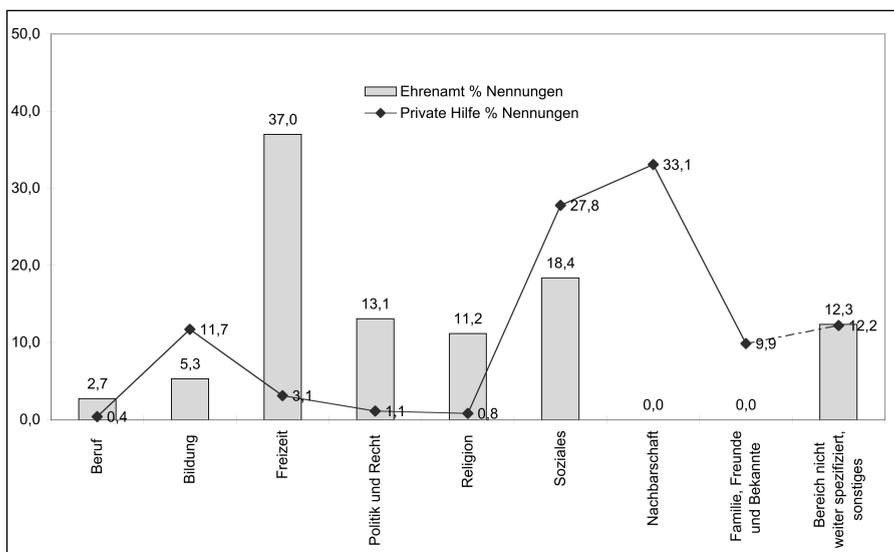
Als Formen des sozialen Engagements sollten Ehrenamt und private Hilfe miteinander korrelieren. Aber das ist nicht der Fall: Ehrenamt und private Hilfe korrelieren nicht miteinander ($r=-.018$).¹² Zudem sind nur wenige (6,2 %) in beiden Formen engagiert. Ehrenamt und private Hilfe stellen eher eine Alternative dar als eine Ergänzung. Mangelnde Zeit für zusätzliche Aktivität kann dafür keine Erklärung sein. Denn viele Befragte sind doppelt engagiert (15,5 %) – aber die meisten davon entweder in zwei Ehrenämtern oder in zwei Formen der privaten Hilfe. Ehrenamt und private Hilfe sind also zwei getrennte Formen sozialen Engagements. Wer mehr tun will, bleibt meist bei der Aktivitätsform und wechselt nicht die Welten. Das sichtbare Engagement hat mit der Vereinswelt zugleich seinen eigenen Verkehrskreis, das verborgene Engagement mit der Nahwelt des Alltags seine eigenen Notwendigkeiten.

2.3 Ergebnisse: Lebensbereichs- und Aktionsformhypothese

Die Art der Tätigkeit wurde für das Ehrenamt wie die private Hilfe offen erfragt; die Antworten wurden in zwei Dimensionen – Bereich und Aktionsform – verschlüsselt.

Die Verteilungen der Bereiche auf Ehrenamt und private Hilfe sind in Abbildung 1 dargestellt. Dabei wurden Bereiche, in denen sich eher *Interessen* der Beteiligten organisieren lassen, an einem Ende und Bereiche, in denen es eher um die *Wohlfahrt* Fremder geht, am anderen Ende angeordnet; das Kontinuum reicht also von Beruf, Bildung und Freizeit bis zu Politik und Recht, Religion und Sozialem. Hinzu kommen die Bereiche Nachbarschaft und Familie, Freunde und Verwandte, die definitionsgemäß nur private Hilfen zulassen.

Abbildung 1: Bereiche für Ehrenämter und für private Hilfe in %



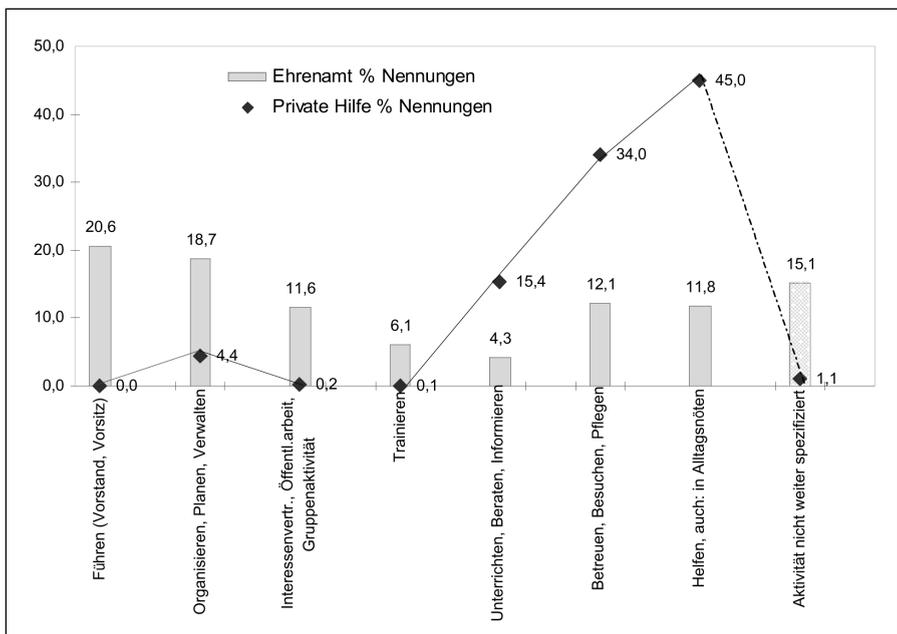
Wie die Abbildung zeigt, werden Ehrenämter – ähnlich wie in vergleichbaren Untersuchungen (von Rosenblatt 2000, S. 45; Gensicke 2000, S. 252) – am stärksten im Bereich Freizeit, und etwas weniger stark in Politik und Recht, Religion und Sozialem ausgeübt. Die

12) Das widerspricht *nicht* den Ergebnissen von Rosenblatts (2000, S. 58ff.), dass freiwillig Engagierte sich eher auch nachbarschaftlich engagieren als nicht freiwillige Engagierte. Reduziert man die fünfstufige Skala auf eine Dichotomie, so sind 27% der nicht Engagierten und 35% der Engagierten auch nachbarschaftlich aktiv. Eine Prozentpunktdifferenz von 8 ist ein schwacher Effekt.

private Hilfe hingegen wird am stärksten in den ihr eigenen Bereichen von Nachbarschaft, Familie, Freunde und Bekannten ausgeübt, aber auch in Bildung und Sozialem. Vergleicht man das Profil der beiden Formen des Engagements im gemeinsamen Spektrum, so liegt der Schwerpunkt des Ehrenamts in Lebensbereichen der Interessenorganisation der Beteiligten, der Schwerpunkt der privaten Hilfe in der Wohlfahrt Fremder. Die *Lebensbereichshypothese* wird also bestätigt.

Die Verteilungen der *Aktionsformen* auf Ehrenamt und private Hilfe sind in Abbildung 2 dargestellt. Dabei sind organisatorisch-planerische Aktivitäten beratend-fürsorgerischen Aktivitäten gegenübergestellt. Als Ehrenamt werden überwiegend die Aktivitäten Führen, Organisieren-Planen-Verwalten, Interessensvertretung-Gruppenarbeit und Trainieren ausgeübt; als private Hilfe werden überwiegend die Aktivitäten Helfen, Betreuen-Besuchen-Pflegen und Unterrichten-Beraten-Informieren ausgeübt. Vergleicht man das Profil der beiden Formen des Engagements, so liegt der Schwerpunkt des Ehrenamts bei Organisation und Planung, der Schwerpunkt der privaten Hilfe bei Beratung und Fürsorge. Die *Aktionsformhypothese* wird also bestätigt.

Abbildung 2: Aktionsformen in Ehrenamt und privater Hilfe in %



Sowohl nach Lebensbereichen wie nach Aktivitätsformen zeigen also Ehrenamt und private Hilfe deutlich unterschiedliche Profile. Das Ehrenamt wird häufiger in Lebensbereichen ausgeübt, in denen sich Interessenlagen herausbilden und organisieren lassen, die private Hilfe hingegen in Lebensbereichen, in denen es um die Wohlfahrt anderer geht, und in der Lebenswelt des Alltags; entsprechend umfasst das Ehrenamt häufiger organisatorische, die private Hilfe häufiger fürsorgerische Aktivitäten. In beiden Fällen liegt das Ehrenamt näher am Pol durch Zwecke motivierten „instrumentellen“ Handelns, die private Hilfe näher am Pol durch Werte motivierten „sozialen“ Handelns.

2.4 Zusammenfassung

Alle drei Hypothesen über Unterschiede des sichtbaren und verborgenen Engagements wurden bestätigt. Weil das Ehrenamt stärker durch öffentliche Anerkennung belohnt wird als die private Hilfe, werden ehrenamtliche Tätigkeiten häufiger und länger ausgeübt als private Hilfen. Weil die Vereine, in denen Ehrenämter angeboten werden, übergreifende soziale Lebensbereiche organisieren und die private Hilfe überwiegend in der sozialen Nahwelt gefordert wird, werden ehrenamtliche Tätigkeiten häufiger in den Bereichen Freizeit, Politik und Recht sowie Religion, private Hilfen hingegen häufiger unter Nachbarn, Verwandten, Freunden und Bekannten und im Sozialbereich ausgeübt. Weil das Ehrenamt eher Interessenlagen bedient und die private Hilfe eher akute Notwendigkeiten erfüllt, haben ehrenamtliche Tätigkeiten häufiger die Form des Planens und Organisierens, private Hilfen häufiger die Form der Fürsorge und des Helfens.

Die Trennung von Ehrenamt und privater Hilfe nach der Sichtbarkeit ist also auch empirisch sinnvoll. Empirisch sind die beiden Formen zudem in einer unerwarteten Weise voneinander getrennt: Sie korrelieren nicht miteinander. Obwohl Formen des sozialen Engagements, bewegen sie sich offenbar in anderen Welten. Auch das kann Folge ihrer unterschiedlichen Sichtbarkeit sein. Das sichtbare Engagement verbreitet sich über die Verkehrskreise des Vereinslebens, das verborgene Engagement resultiert aus Notwendigkeiten und Gelegenheiten des nahen Zusammenlebens. Das soziale Engagement ist nicht nur vielfältig, es scheint auch heterogen zu sein. Ob es heterogen ist, muss aber an den Einflüssen auf beide Formen überprüft werden.

3. Unterschiedliche Einflüsse auf die Zielvariablen: Hypothesen

Jede freiwillige und unentgeltliche Sozialdienstleistung kostet Zeit und Mühe. Um etwas unentgeltlich für andere zu leisten, muss man Zeit haben und nicht durch notwendige Arbeiten belastet sein. Um etwas freiwillig für andere zu leisten, muss man zu Leistungen überhaupt bereit sein. Je besser die Ressourcen für und je stärker die Neigungen zu Sozialdienstleistungen sind, oder – umgangssprachlich – je besser das „Können“ und je stärker das „Wollen“ ist, desto eher sollte man also ein Ehrenamt einnehmen oder private Hilfe leisten. Welche Ressourcen und welche Einstellungen fördern das soziale Engagement?

3.1 Ressourcen

Geld und Zeit

Ressourcen sind Lebenschancen, also sozial verbindlich messbare oder „institutionalisierte“ Produktionsmittel jedes Handelns, die zwischen Menschen unterschiedlich verteilt sind. Jedes Handeln „braucht“ Zeit, die „verbraucht“ wird; und viele Handlungen lassen sich mit Geld kaufen. Wie jedes lässt sich auch altruistisches Handeln danach aufteilen, ob es mehr Zeit oder mehr Geld verbraucht. Wer mitarbeitet oder hilft, „braucht“ Zeit, aber nicht Geld.¹³ Als *erste und zweite Hypothese* ergibt sich also: Das soziale Engagement einer Person sollte von ihrer Freizeit positiv und von ihrer Arbeitszeit negativ abhängen, aber von ihrem Einkommen unabhängig sein.¹⁴

Die *Freizeit* wurde so erfragt: „Wie viele Stunden bleiben Ihnen durchschnittlich an einem Wochentag zu Ihrer freien Verfügung – ich meine Stunden neben Ihrer Arbeit oder Hausar-

13) Wer hingegen spendet, braucht Geld, aber nicht Zeit. Spenden und Helfen können so als Alternative des altruistischen Handelns gesehen werden (Meulemann / Beckers 2003).

14) Tatsächlich hat das Haushaltsnettoeinkommen in Bevölkerungsbefragungen 1997 und 2001 einen positiven Einfluss auf das soziale Engagement, (Gensicke 2000, S. 242; Meier 2003, S. 165). Dieser Zusammenhang kann durch eine Reihe von intervenierenden Variablen – Bildung, Arbeitszeit – bedingt sein.

beit, in denen Sie machen können, was Sie wollen?“ Um die Arbeitszeit in der ganzen Bevölkerung abzuschätzen, wurde der *Erwerbsstatus* (Gensicke 2000, S. 248, von Rosenblatt 2000, S. 106; Braun / Klages 2000, S. 41) als Dichotomie „hauptberuflich ganztags vs. übrige Kategorien“ eingesetzt.

Das *Einkommen* wurde so erfragt: „Wie hoch ist das monatliche Netto-Einkommen ihres Haushaltes insgesamt? Ich meine dabei die Summe, die sich ergibt aus allen ihren Einkünften jeglicher Art, nach Abzug der Steuern und Sozialversicherungsbeiträge“. Weiterhin wurde das *Auskommen*, das als verfügbar empfundene Einkommen, wie folgt erfragt: „Welche dieser Aussagen beschreibt am besten, was Sie derzeit über Ihr Haushaltseinkommen empfinden? (1) Komme bequem mit dem gegenwärtigen Einkommen aus. (2) Muss sehen, wie ich damit auskomme. (3) Habe Schwierigkeiten, damit auszukommen. (4) Habe große Schwierigkeiten, damit auszukommen“.

Human- und Sozialkapital

Schon die Alltagssprache erweitert „Brauchen“ nicht nur zum „Verbrauchen“, sondern auch zum „Gebrauchen“. Neben den Ressourcen Zeit und Geld, die im Handeln verbraucht werden, gibt es Ressourcen, die für das Handeln als Instrument eingesetzt, aber nicht konsumiert werden – wie Wissen oder Beziehungen, Humankapital oder Sozialkapital; Humankapital ist für eine ehrenamtliche Tätigkeit so nützlich wie für eine bezahlte Berufstätigkeit (Erlinghagen u.a. 1999, S. 251; Gensicke 2000, S. 247; Braun / Klages 2000, S. 47; Meier 2003, S. 164). Sozialkapital dient als Informationskanal und Motivationsanreiz für soziales Engagement: Wer viele andere kennt, kann fragen, was er tun soll; und das Vorbild und die Mahnungen der anderen können ihn zum Ehrenamt motivieren. Wer ein Ehrenamt ausüben will, sieht sich im Kreis von Verwandten, Freunden und Bekannten um; er nutzt sein Sozialkapital als Informationskanal zur Wahl seines Engagements. Zur privaten Hilfe ist man, wenn man überhaupt bereit ist und Notlagen wahrnehmen will, durch den Bedarf im unmittelbaren Verkehrskreis aufgefordert. Das Sozialkapital ist Instrument für den Wunsch nach einem Ehrenamt und es stellt unmittelbar den Erfahrungshintergrund für die Entscheidung zur privaten Hilfe dar (für die Selbsthilfe in Haushalten siehe: Grunow u.a. 1983, S. 149-162). Als *dritte und vierte Hypothese* ergibt sich also: Jedes soziale Engagement sollte mit dem Humankapital und dem Sozialkapital einer Person ansteigen.

Das Humankapital wurde durch vier allgemeinbildende *Schulabschlüsse* erfragt: ohne Abschluss/Hauptschule, Realschule, Fachhochschule, Abitur. Das Sozialkapital wurde als *Intensität* der Beziehung zu Nachbarn und Freunden und als die *Anzahl* der Freunde erfragt. Während die Zahl von Nachbarn feststeht, kann man nämlich die Zahl von Freunden und die Intensität der Kontakte zu ihnen steuern.

Zu den *Nachbarn* wurde gefragt: „Wie oft unterhalten Sie sich mit Ihren Nachbarn auch mal über private Dinge, ich meine solche, die nicht ausschließlich die Nachbarschaft betreffen? Tun Sie dies mehrmals die Woche, einmal pro Woche, mehrmals im Monat, einmal pro Monat, seltener oder nie?“ Nicht vorgelesen, aber verkodet wurde, dass man keine Nachbarn habe – was mit der niedrigsten Kategorie gleich gesetzt wird. Zu *Freunden* wurde mit den gleichen Antwortvorgaben gefragt: „Wie oft treffen Sie sich mit Freunden und Bekannten in ihrer Freizeit oder besuchen sich gegenseitig?“ Zu den Freunden wurde neben der Intensität auch die Anzahl erfragt: „Wie viele Personen würden Sie als Ihre engen Freunde bzw. Freundinnen bezeichnen? Ich meine damit nicht Ihre Ehe- bzw. Lebenspartner und auch nicht andere Familienangehörige“.

3.2 *Einstellungen*

Eine *Einstellung* ist die Bereitschaft zu einer Handlung. Als Motive für ein bestimmtes Handeln lassen sich Einstellungen daher nach der Nähe zur Handlung ordnen. Das soziale Engage-

gement ist eine Form des altruistischen Verhaltens, das in der Übertragung von Handlungsmotiven von mir auf andere besteht. Die Bereitschaft dazu ist daher die erste Einstellung, die zum sozialen Engagement führen sollte.

Übertragung von Handlungsantrieben

Das Leben pendelt zwischen Anstrengung und Entspannung: Jeder will etwas leisten und er will etwas erleben, aktiv und passiv sein, tun und lassen. Aber niemand kann immer aktiv sein; jeder will sich früher oder später auf sich selbst zurückziehen, also das Leben erleben oder genießen. Aktivität wird also von der Leistungsmotivation angetrieben und von der Selbstorientierung gebremst; das gilt, wenn man eigene Zwecke verfolgt, und kann auch gelten, wenn man sich fremde Zwecke zu eigen macht, also altruistisch handelt. Mit der Stärke dieser auf das Ich gerichteten Motive sollte daher auch die Chance steigen, sie auf andere zu übertragen.

Die Leistungsmotivation ist der Wunsch, einen selbstgesetzten und objektiv gültigen Maßstab zu erfüllen – eine Arbeit zu Ende zu bringen, eine Latte zu überspringen oder eine Partitur korrekt zu spielen. Leistung kostet Anstrengung und kann Spaß machen. Die Leistungsmotivation treibt an, weil die Verausgabung des Selbst zugleich eine Erfüllung des Selbst sein kann; die Anstrengung kann Spaß machen und der Erfolg befriedigen. Jeder sucht nun Erfolg zuerst für sich selber – im Beruf, im Sport oder im Hobby; aber er kann auch eine Wohltat für andere als eigenen Erfolg anstreben. So wie es Spaß macht, Ziele in Beruf, Sport oder Hobby anzustreben, so kann es auch Spaß machen, für andere zu arbeiten (Evers 1999, S. 55; Meulemann 2001, S. 203-207; Gerzer-Sass 2003, S. 127). Als *fünfte Hypothese* ergibt sich also: Jedes soziale Engagement sollte mit der Leistungsmotivation einer Person ansteigen.

Selbstorientierung ist der Wunsch, das eigene Innere und die Umwelt, so wie sie sich einem selbst darbieten, zu erleben. Etwas erleben zu wollen schließt Standards – seien sie selbst gesetzt oder von der Umwelt oktroyiert – aus: Statt gesetzter Ziele bestimmen erlebte Impulse und Eindrücke, was man tut oder lässt. Als *sechste Hypothese* ergibt sich also: Jedes soziale Engagement sollte mit der Selbstorientierung einer Person sinken.

Die *Leistungsmotivation* wurde mit zwei Vorgaben – „etwas zu leisten“ und „sich anstrengen“ – aus dem Werte-Inventar von Maag erfasst (Maag 1991). Nach der Einleitung „Jeder hat ja verschiedene Vorstellungen darüber, welche Verhaltensweisen wünschenswert sind und welche nicht“ mussten die Befragten auf Vorgaben zwischen 1 „überhaupt nicht wünschenswert“ und 5 „sehr wünschenswert“ antworten.

Die *Selbstorientierung* wurde erstens mit zwei Vorgaben aus dem Inventar von Maag (ebd.) „das Leben genießen“ und „tun und lassen, was man will“ und durch die Zustimmung zur Aussage „außer meiner Familie bin ich niemandem verpflichtet“ auf der Skala von 1 „stimme überhaupt nicht zu“ bis 5 „stimme voll und ganz zu“ erfasst. Die Selbstorientierung wurde zweitens durch die Häufigkeit des Fernsehkonsums erfasst. Fernsehen schließt zunächst Aktivität aus, reduziert Leben auf passives Erleben und füllt es mit fremden Erfahrungen. Statt eigene oder fremde Ziele zu verfolgen, erlebt der Zuschauer in erster Linie nach, was andere erlebt haben. Unabhängig von den gesendeten Inhalten sollte daher die Häufigkeit des Fernsehkonsums die Selbstorientierung steigern. Die Häufigkeit des Fernsehkonsums wurde wie folgt erfragt: „Wie viel Zeit verbringen Sie durchschnittlich an einem Wochentag insgesamt damit fernzusehen?“ Vorgegeben waren genaue zeitliche Abstufungen von 0 „gar keine Zeit“ bis 7 „3 Stunden oder mehr“.

Die Übertragung von Handlungsantrieben von Ego auf Alter ist der Kern des altruistischen Handelns und damit auch des sozialen Engagements. Sie kann von zwei weiteren Einstellungen abhängen, die sich als Generalisierung von Sozialerfahrungen und als Prägung durch die Religion ergeben.

Generalisierung von Sozialerfahrungen

Die Übertragung von Handlungsantrieben wird zunächst von der *Generalisierung von Sozialerfahrungen* gesteuert. Wie für egoistisches, so gilt auch für altruistisches Verhalten: „Wie du mir, so ich dir.“ Wer mit anderen Menschen gute Erfahrungen gemacht hat, ist eher bereit, für sie etwas zu opfern. Und gute Erfahrungen mit anderen sedimentieren sich zu Vertrauen in andere. Vertrauen steigert seinerseits die Bereitschaft, etwas für den anderen zu tun: Denn „der Andere“ muss mir nicht mehr gegenüberstehen. Wer vertraut, gibt in der Erwartung, dass Gegenleistungen über eine längere Kette von Beziehungen wandern. Er vertraut nicht „dem Anderen“, sondern „dem verallgemeinerten Anderen“ (Mead 1977, S. 217): Meine Mitmenschen werden meine Vorleistung schon irgendwann einmal erwidern. Als *siebte Hypothese* ergibt sich also: Jedes soziale Engagement sollte mit positiven Sozialerfahrungen einer Person ansteigen.

Sozialerfahrungen gründen in konkreten Erlebnissen, die sich zu Einstellungen zu Mitmenschen und dann zum gesellschaftlichen Leben überhaupt verfestigen. Drei Etappen auf diesem Wege wurden verfolgt: *Erlebnisse* und ihre Sedimentierung zum *Vertrauen in Mitmenschen* und zum *Vertrauen in die Nationalgesellschaft*. *Erlebnisse* sind zwar konkret, aber kaum verdichtet. Im *Vertrauen in Mitmenschen* haben sich Erlebnisse zwar zu einer Einstellung verdichtet, aber noch nicht auf ein klar konturiertes soziales Objekt gerichtet: Der Mitmensch ist eine unscharfe Figur; man begegnet ihm auf dem Weg vom Privatleben in die Öffentlichkeit; er ist einem fremd und man begegnet ihm ohne die Stütze durch Rollen. Das *Vertrauen in die Nationalgesellschaft*, für die eine ihrer wichtigsten Institutionen, die Politik, als Stellvertreter genommen wird, richtet sich als Einstellung auf ein Sozialobjekt, an dem man in der Rolle des Staatsbürgers teilhat.

Erlebnisse wurden direkt mit folgender Frage erhoben. „Haben Sie überwiegend gute Erfahrungen mit anderen Menschen gemacht oder haben Sie überwiegend schlechte Erfahrungen gemacht?“, woraus eine Dichotomie mit der positiven Antwort als hoher Ausprägung gebildet wurde. Das *Vertrauen in Mitmenschen* wurde durch Verhaltenserwartungen über fremde Menschen erhoben, denen man persönlich, also nicht in Rollen begegnet. Die Befragten mussten zu folgender Aussage auf einer Skala von 1 „stimme überhaupt nicht zu“ bis 5 „stimme voll und ganz zu“ Stellung nehmen: „Wer auf andere Rücksicht nimmt und dabei nicht an seine eigenen Interessen denkt, zieht leicht den Kürzeren“. Da die Aussage Misstrauen ausdrückt, wurde die Antwortskala umgepolt. Für das *Vertrauen in die Nationalgesellschaft* wurde das politische Interesse (Braun / Klages 2000, S. 53), erfragt auf fünf Stufen, eingesetzt.

Religiosität

Die Übertragung von Handlungsantrieben hängt weiterhin von der Stärke der Prägung ab, von der Durchsetzung des eigenen Willens abzusehen und Gegebenheiten hinzunehmen; diese Prägung wird hier als Akzeptanz bezeichnet. Akzeptanz ist die Einstellung, Traditionen und Autoritäten als selbstverständlich hinzunehmen; sie ist die Gegen-Einstellung zur Selbstbestimmung, nach der die Person selber entscheiden soll, ob sie Traditionen oder Autoritäten anerkennen will. Der Selbstbestimmung sind durch die Rahmenbedingungen des menschlichen Lebens – Krankheit und Tod, unerklärliches Unglück und unvermeidliche Ungerechtigkeiten – Grenzen gesetzt, die jeder Mensch erfährt. Die religiöse Lehre erklärt diese Bedingungen; aber wer ihr glaubt, muss zugleich die Beschränkung der Selbstbestimmung anerkennen. Die Religion rechtfertigt metaphysisch die Selbstbescheidung der Person, noch bevor sie moralisch eine Einschränkung ihres Eigennutzes fordert; das religiöse Weltbild an sich rechtfertigt die altruistische Moral. Die Religion stärkt die Werthaltung der Akzeptanz: So selbstverständlich wie die Grenzen sind die Pflichten der Person. Deshalb sollte die Religiosität einer Person an sich – ganz unabhängig von, aber möglicherweise verstärkt durch die Moral der Nächstenliebe und durch die Teilnahme an religiösen Sozialaktivitäten – ihren Al-

truismus steigern. Als *achte Hypothese* ergibt sich also: Jedes soziale Engagement sollte mit der Religiosität einer Person ansteigen.

Religiosität wurde durch die Kirchgangshäufigkeit (Gensicke 2000, S. 249; Braun / Klages 2000, S. 53) und durch die Wertschätzung der Religion erhoben. Die *Häufigkeit des Kirchgangs* wurde mit folgender Frage erhoben: „Wie oft gehen Sie, abgesehen von Hochzeiten, Taufen und Beerdigungen, in die Kirche?“, deren fünf Vorgaben von „mindestens einmal in der Woche“ bis „nie“ vom Interviewer vorgelesen wurden. Die Wichtigkeit der *Religion* wurde auf einer Skala von 1 „unwichtig“ bis 5 „wichtig“ zusammen mit anderen Lebensbereichen erfragt.

Unterschiedliche Einflusstärke der Einstellungen

Die Einflusstärke der Einstellungen sollte nun mit ihrer Entfernung vom angezielten Verhalten abnehmen. Den stärksten Einfluss sollte die Übertragung von Handlungsantrieben von Ego auf Alter haben, weil sie die Intention zu altruistischem Verhalten formt. Den schwächsten Einfluss sollte die Religiosität haben, weil sie die Intention zu vielen, also *auch* zu altruistischen Verhaltensweisen formt.

3.3 Sozialdemographie

Als Sozialdemographie werden hier die Variablengruppen Familienzyklus und Wohnumgebung zusammengefasst. Sie bestimmen das ehrenamtliche Engagement nicht direkt, sondern über Ressourcen und Einstellungen. Aber diese Vermittlung lässt sich auf vielfache Weise vorstellen, so dass die Richtung von Hypothesen nicht festgelegt werden kann. Deshalb werden auch hier nur die möglichen Einflüsse von der Sozialdemographie zum Ehrenamt illustriert.

Der *Familienzyklus* basiert auf Alter und Geschlecht. Beide können Ressourcen und Einstellungen unterschiedlich beeinflussen. Das gilt zunächst für das *Alter*. Auf der einen Seite haben junge und alte Leute weniger Verpflichtungen als mittel alte Leute, die von Beruf und Familie beansprucht werden. Deshalb sollte das Alter das soziale Engagement U-förmig beeinflussen. Auf der anderen Seite aber haben junge Leute weniger Erfahrung und alte Leute weniger Kraft als mittel alte Personen. Deshalb sollte das Alter das soziale Engagement in der Form eines umgekehrten U beeinflussen (Erlinghagen u.a. 1999, S. 249; Braun / Klages 2000, S. 41). Ähnliches gilt auch für das *Geschlecht* (Erlinghagen u.a. 1999, S. 250; Gensicke 2000, S. 239; Braun / Klages 2000, S. 41). Männer haben in der herkömmlichen Familienform mehr berufliche, Frauen mehr familiäre Verpflichtungen, so dass beide sich als Konkurrenten des sozialen Engagements die Waage halten und ein Geschlechtsunterschied für das Engagement insgesamt nicht vorausgesagt werden kann. Schließlich kann auch der Status einer Person im Familienzyklus – also *Partnerschaft* und *Elternschaft* – Ressourcen und Einstellung auf unterschiedliche Weise beeinflussen. Auf der einen Seite bringen sie unterschiedliche Verpflichtungen mit sich, die Ressourcen verbrauchen, die sonst für das soziale Engagement genutzt werden könnten. Je mehr man für seine Familie sorgen muss, desto weniger verbleibt für Zwecke jenseits der Familie. Verpflichtungen des Familienzyklus und soziales Engagement sollten sich wie kommunizierende Röhren verhalten. Deshalb sollten Partnerschaft und Elternschaft das soziale Engagement senken. Auf der anderen Seite kann gerade die Verpflichtung für die Familie zu einer Verpflichtung für die Gemeinschaft verallgemeinert werden. Dann sollten Partnerschaft und Elternschaft das soziale Engagement steigern (Gensicke 2000, S. 240).

Als *Wohnumgebung* werden hier Ortsgröße und Wohnungsbaudichte bezeichnet, die beide eine zunehmende Urbanisierung anzeigen. Mit der Urbanisierung steigen die Angebote für soziales Engagement – aber auch für konkurrierende Freizeitaktivitäten; zugleich wächst die Anonymität des Zusammenlebens (Erlinghagen u.a. 1999, S. 253; Braun / Klages 2000, S. 60; Meier 2003, S. 165).

4. Unterschiedliche Einflüsse auf die Zielvariablen: Ergebnisse

Im Folgenden werden logistische Regressionen der beiden dichotomen Zielvariablen auf Ressourcen, Einstellungen und Sozialdemographie und auf alle drei Prädiktorgruppen zusammen berichtet. Die Regressionen sollen *erstens* die Gemeinsamkeiten und Unterschiede der Einflüsse auf Ehrenamt und private Hilfe herausarbeiten. Dazu werden anhand der signifikanten *unstandardisierten* Regressionskoeffizienten die Hypothesen und die Übereinstimmungen der Einflüsse auf die beiden Zielvariablen geprüft und anhand der Rangfolge der signifikanten *standardisierten* Regressionskoeffizienten, die die Stärke des Einflusses einer Variablen unabhängig von der Zahl ihrer Ausprägungen erfassen, das Abhängigkeitsprofil jeder Zielvariablen beschrieben. Die Regressionen sollen *zweitens* die Erklärungskraft von Ressourcen, Einstellung und sozialdemographischen Variablen miteinander vergleichen. Dazu wird die Erklärbarkeit der beiden Zielvariablen nach der Modellgüte, den Pseudo-R²-Werten nach Nagelkerke, verglichen.

4.1 Ressourcen

Die Ergebnisse der Regression von Ehrenamt und privater Hilfe auf Ressourcen sind in Tabelle 1 dargestellt. Durch die häufig fehlenden Angaben zum Haushaltseinkommen verringert sich die Stichprobe auf 81,4% der gewichteten Ausgangsstichprobe.

Tabelle 1: Logistische Regression von Ehrenamt und privater Hilfe auf Ressourcen

Variable	Hyp.	Auspr.	Unstandardisierte Koeffizienten <i>e^b</i>		Standardisierte Koeffizienten <i>e^{bxs}</i>		
			Ehrenamt	Priv. Hilfe	Ehrenamt	Priv. Hilfe	
Konstante			0,063**	0,206***			
<i>Zeit und Geld</i>							
Freizeitumfang hoch	+	4	0,962*	0,942**	(4) 1,176⁻¹	(2) 1,284⁻¹	
Erwerbstatus (ganztags)	-	2	1,302*	0,676*	(5) 1,139	(3) 1,214⁻¹	
Einkommen	0	6	1,189***	0,939	(2) 1,246	1,083 ⁻¹	
Auskommen	0	5	1,058	0,921	1,047	1,070 ⁻¹	
<i>Human- und Sozialkapital</i>							
Schulbildung hoch	+	4	1,025	1,132	1,027	1,143	
Nachbarn sprechen häufig	+	5	1,101**	1,170***	(3) 1,193	(1) 1,330	
Freunde treffen häufig	+	5	1,186***	0,950	(1) 1,259	1,072 ⁻¹	
Anzahl enger Freunde hoch	+	num.	1,020	1,021	1,097	1,100	
Pseudo R ² (n= 1.265; 81,4%)			,068***	,042***			

Hyp. = Hypothesen; Auspr. = Anzahl der Ausprägungen der unabhängigen Variablen; num. = numerisch; stand. = standardisiert; Signifikanzniveaus * p<05, ** p<.01, *** p<.001

Signifikante Koeffizienten sind durch fette Schriftauszeichnung hervorgehoben; für die standardisierten Koeffizienten ist der Effektstärkerang im Modellvergleich in Klammern angegeben. Standardisierte Koeffizienten unter 1 werden durch den Kehrwert mit dem Exponenten -1 dargestellt.

Die *Erklärbarkeit* durch die Ressourcen insgesamt ist für das Ehrenamt höher als für die private Hilfe. Die unstandardisierten Koeffizienten zeigen Folgendes. Die Freizeit hat auf

beide Zielvariablen einen negativen Einfluss, und der Erwerbsstatus steigert das ehrenamtliche und senkt das private Engagement – beides widerspricht Hypothese 1. Das Haushaltseinkommen hat einen negativen Einfluss auf das Ehrenamt – entgegen Hypothese 2. Die Schulbildung hat keinen Einfluss auf beide Zielvariablen – entgegen Hypothese 3. Von den Sozialkapitalvariablen haben die Nachbarschaftskontakte auf beide Zielvariablen und die Freundschaftskontakte auf das Ehrenamt einen positiven Einfluss – in Übereinstimmung mit Hypothese 4. Allein Hypothese 4 wird also für beide Zielvariablen bestätigt.

Insgesamt beeinflussen die Ressourcen die beiden Formen des Engagements nicht gleichmäßig. Nur die Freizeit und das Sozialkapital wirken in gleicher Weise, die übrigen Prädiktoren unterschiedlich. Das zeigt die Rangfolge der standardisierten Regressionskoeffizienten noch klarer. Das Einflussprofil der Zielvariablen stimmt nur insofern überein, als beide am stärksten von einer Variable des Sozialkapitals beeinflusst werden: das Ehrenamt von der Freundschaft, die private Hilfe von der Nachbarschaft. Jede Form des Engagements braucht ihr typisches Sozialkapital: Freunde, die Wege zu einem Verein eröffnen, oder Nachbarn, die privater Hilfe bedürfen oder sie erwarten.

Wie lassen sich die wider Erwarten negative Wirkung der Freizeit und die wider Erwarten auf beide Zielvariablen entgegengesetzte Wirkung der Erwerbstätigkeit erklären? Vermutlich bietet die *Freizeit* weniger eigene Kanäle zu aktiven Engagements als die Berufsarbeit. Nur ein Teil der Freizeit wird in Vereinen verbracht, der größte Teil in häuslicher Arbeit und Unterhaltung – vom Abendessen bis zu den „Tagesthemen“; in Deutschland entfallen 1990 z.B. 41% der Freizeit allein auf Medienkonsum (Meulemann 2002, S. 50). Berufsarbeit sollte daher mehr außerberufliche Chancen bieten als Freizeit, so dass mit der Freizeit Zugänge zu ehrenamtlichen Aktivitäten schrumpfen. Auf die gleiche Weise zieht die *Erwerbstätigkeit* offenbar nicht Kräfte von ehrenamtlichen Aktivitäten ab, sondern eröffnet Wege zu ihnen; aber sie hält von der privaten Hilfe ab. Erwerbstätigkeit ist öffentlich und schafft Kontakte für ebenfalls öffentliche ehrenamtliche Aktivitäten; Nichterwerbstätigkeit aber rückt den privaten Alltag in den Vordergrund und bietet Gelegenheiten für private Hilfen. Für das sichtbare Engagement ist die Erwerbstätigkeit, für das verborgene die Nichterwerbstätigkeit eine Ressource.

Wie kann man – unabhängig von den Hypothesen – die unterschiedlichen Einflüsse auf Ehrenamt und private Hilfe zusammenfassen? Zunächst sind für jedes soziale Engagement Sozialbeziehungen die wichtigste Ressource, gefolgt von der Berufsarbeit. Aber dann beginnen die Unterschiede. Das sichtbare und das verborgene Engagement brauchen ihre typischen Sozialbeziehungen: Zum Ehrenamt findet man über Freunde, zur privaten Hilfe bietet die Nachbarschaft Anlass. Das sichtbare und das verborgene Engagement brauchen weiterhin jedes auf seine Weise Zeit und Geld. Das *Ehrenamt* braucht vor allem Geld; aber vermutlich wird Geld für das Ehrenamt nicht „konsumiert“, sondern indiziert einen hohen sozialen Status, der Gelegenheiten zum Engagement eröffnet. Wer erwerbstätig und „oben“ ist, gerät in ein Beziehungsnetz, das zu Ehrenämtern führt: Er weiß, wo ehrenamtliche Positionen offen sind, und sie werden ihm angetragen. Die *private Hilfe* hingegen findet Kontakte über Nichterwerbstätigkeit und Nachbarschaft. Wer nicht erwerbstätig ist, kann tagsüber helfen, wo Not am Mann ist: bei den Schulproblemen der Nachbarskinder, der Immobilität der alten Eltern, der Krankheit des Vereinskameraden, der Zeitnot des berufstätigen Freundes etc. Alles in allem gilt: Das sichtbare Engagement bewegt sich in öffentlichen Lebenskreisen, das verborgene in der nahen Lebenswelt; deshalb haben Ressourcen auf das Ehrenamt einen stärkeren und einen anderen Einfluss als auf die private Hilfe.

4.2 Einstellungen

Die Ergebnisse der Regression von Ehrenamt und privater Hilfe auf Einstellungen sind in Tabelle 2 dargestellt. Durch fehlende Werte verringert sich die Stichprobe auf 95,9% der gewichteten Ausgangsstichprobe.

Tabelle 2: Logistische Regressionen von Ehrenamt und privater Hilfe auf Einstellungen

Variable	Hyp.	Auspr.	Unstandardisierte Koeffizienten e^b		Standardisierte Koeffizienten $e^{b \cdot s}$	
			Ehrenamt	Priv. Hilfe	Ehrenamt	Priv. Hilfe
Konstante			.624	.031***		
<i>Leistungsmotivation und Selbstorientierung</i>						
wünschenswert: etwas leisten	+	5	1.075	1.275*	1.057	(1) 1.204
Wünschenswert: sich anstrengen	+	5	.818*	1.011	(3) 1.222⁻¹	1.009
Verständnis für tun, wozu Lust	-	5	.970	.984	1.036 ⁻¹	1.018 ⁻¹
Wünschenswert: Leben genießen	-	5	.902	1.048	1.099 ⁻¹	1.044
wünschenswert: tun, was man will	-	5	.872*	.926	(4) 1.174⁻¹	1.094 ⁻¹
Außer Familie niemand verpflichtet	-	5	.905*	1.019	(5) 1.155⁻¹	1.028
Fernsehdauer pro Tag	-	8	.933*	.987	(6) 1.148⁻¹	1.026 ⁻¹
<i>Sozialerfahrungen und Religiosität</i>						
Positive Erfahrungen mit Anderen	+	2	1.308	1.427*	1.119	(2) 1.161
Ablehnung Rücksicht verliert	+	5	1.036	1.061	1.041	1.069
politisches Interesse	+	5	1.206***	1.086	(2) 1.230	1.096
Kirchgangshäufigkeit hoch	+	5	1.323***	1.067	(1) 1.429	1.086
Lebensbereich Religion wichtig	+	5	1.047	1.047	1.067	1.067
Pseudo R ² (n= 1.491; 95,9 %)			.116***	.023*		

Erläuterungen siehe Tab.1.

Die *Erklärbarkeit* durch die Einstellungen insgesamt ist wiederum für das Ehrenamt höher als für die private Hilfe – dieses Mal aber mit großem Abstand: Die Regression der privaten Hilfe ist insgesamt nur auf dem 5%-Niveau, also so gut wie nicht signifikant. Einflüsse auf *beide Formen* liegen also nicht vor, so dass *allein das Ehrenamt* und wiederum *nur* anhand der *standardisierten* Regressionskoeffizienten betrachtet wird.

Eine der beiden Variablen der Leistungsmotivation – sich anstrengen – hat entgegen Hypothese 5 einen negativen Einfluss. Von den fünf Variablen der Selbstorientierung haben – in Übereinstimmung mit Hypothese 6 – drei einen negativen Einfluss. Von den Sozialerfahrungen hat die positive Erfahrung mit anderen Menschen und das politische Engagement – in Übereinstimmung mit Hypothese 7 – einen positiven Einfluss. Von den Variablen zur Religiosität hat der Kirchgang – in Übereinstimmung mit Hypothese 8 – einen positiven Ein-

fluss. Den stärksten Einfluss auf das ehrenamtliche Engagement übt der Kirchgang aus, gefolgt vom politischen Interesse. Die kausal näher bei der Zielvariablen liegenden Einstellungen der Leistungsmotivation und der Selbstorientierung haben also weniger Einfluss als kausal weiter entfernte Einstellungen.

Insgesamt ergibt sich Zweierlei. *Erstens* beeinflussen die Einstellungen allein das Ehrenamt, nicht die private Hilfe. Das beleuchtet nachträglich den Unterschied beider Formen des sozialen Engagements. Wenn das soziale Engagement überhaupt eine Leistung ist, muss es in einer sichtbaren Form gefordert sein, um Leistungsorientierte anzuziehen oder Selbstorientierte abzustößeln. Aber nur das Ehrenamt ist für Aktive und zuschauende Passive sichtbar. Die private Hilfe ist nur für einen kleinen Kreis um den Aktiven sichtbar und häufig durch Notwendigkeit stärker erzwungen als nach Wünschbarkeit gewählt.

Aber auch wenn man nur das Ehrenamt betrachtet, so entspricht *zweitens* das Einflussprofil den Hypothesen nur schwach. Das grundlegende Konzept der Übertragung von Handlungsantrieben hat auf der positiven Seite der Leistungsmotivation einen erwartungswidrig negativen und auf der negativen Seite der Selbstorientierung nur schwache Einflüsse. „Spaß“ ist kein Motiv für das Ehrenamt; aber Spaßsuche lenkt vom Ehrenamt ab. Hinzukommt, dass die dem Zielkonzept naheliegenden Einstellungen nicht wie erwartet stärkere Einflüsse haben: Der stärkste Prädiktor des Ehrenamts ist der Kirchgang – also ein Verhalten, das die allgemeine Einstellung der Akzeptanz indiziert. Weil die Religion metaphysisch die Begrenztheit des Menschen erklärt, kann sie moralisch seine Selbstbescheidung fordern und den Wunsch zur Selbstverwirklichung mit dem Gebot der Pflicht eindämmen. Das Einflussprofil dreht also das erwartete Kräfteverhältnis um. Die Neigung, überhaupt der Pflicht zu folgen, fördert das ehrenamtliche Engagement stärker, als die Neigung, in der besonderen Aktivität Erfüllung zu finden. Nicht mein Spaß an der Sache, sondern die allgemeine Verpflichtung der Nächstenliebe fördert das Ehrenamt.

Diese Folgerung erschüttert den Glauben, der intrinsische Belohnungswert des Ehrenamts könne motivierend wirken. Er beruht auf der Verallgemeinerung von der Gruppe der Aktiven auf die gesamte Bevölkerung, die sich hier empirisch als vorschnell erweist. Zwar können ehrenamtliche Tätigkeiten sich selbst belohnen, aber die entsprechende Erwartung spornt nicht zum Ehrenamt an. Zwar sehen die Aktiven „Spaß“ häufig als Motiv ihrer Aktivität (Meulemann 2001, S. 203-207); aber deshalb trennt das Motiv „Spaß“ noch nicht zwischen Aktiven und Passiven. „Spaß“ ist die eingespielte Selbstinterpretation derer, die sich für ein Ehrenamt entschieden haben, aber kein zündendes Motiv für alle, die vor der Entscheidung stehen. „Ehrenamt macht Spaß“ – dieser Slogan bestätigt die Aktiven, aber lockt die Passiven nicht.¹⁵

4.3 Sozialdemographie

Die Ergebnisse der Regression von Ehrenamt und privater Hilfe auf die Sozialdemographie sind in Tabelle 3 dargestellt. Da Antworten zur Sozialdemographie nur selten verweigert wurden, verringert sich die Stichprobe so gut wie nicht.

15) Braun und Klages (2000, S. 60) fanden in einer multiplen Regression, dass „Entfaltung/ Engagementwerte“ – hier: Leistungsmotivation – einen positiven und „Hedonismus und materielle Werte“ – hier: Selbstorientierung – einen negativen Einfluss auf das ehrenamtlichen Engagement haben. Die positiven Einflüsse lassen sich also nicht, wohl aber die negativen replizieren.

Table 3: Logistische Regression des Ehrenamts und der privaten Hilfe auf soziodemographische Variablen

Variable	Auspr.	Unstandardisierte Koeffizienten e^b		Standardisierte Koeffizienten $e^{b_{sts}}$	
		Ehrenamt	Priv. Hilfe	Ehrenamt	Priv. Hilfe
Konstante		.450**	.175***		
<i>Familienzyklus</i>					
Geschlecht Mann	2	1.613***	.654**	(1) 1.270	(1) 1.236⁻¹
* Alter: 18-29jährige	2	.720	1.181	1.130 ⁻¹	1.094 ⁻¹
Alter: 30-39jährige	2	.725	.786	1.139 ⁻¹	1.055
Alter: 50-59jährige	2	.787	1.142	1.090 ⁻¹	1.168
Alter: 60jährige +	2	.863	1.537**	1.070 ⁻¹	(2) 1.059
Partner im gleichen Haushalt	2	1.205	1.136	1.096	1.078
Kinderzahl	Metri.	1.076	1.164	1.074	1.447
<i>Wohnumgebung</i>					
* Ort: Rand/Vorort v. Großstadt	2	1.051	1.458	1.017	1.122
Ort: Mittel- oder Kleinstadt	2	1.010	1.397	1.005	1.016 ⁻¹
Ort: ländliches Dorf	2	1.038	.967	1.018	1.083 ⁻¹
* Wohnungsbaudichte: 1 / 2-Fam.-/Reihenh.	2	.877	.847	1.051 ⁻¹	1.048
Wohnungsbaudichte: Haus > 2 Parteienhaus	2	.610***	1.133	(2) 1.261⁻¹	1.046
Wohnungsbaudichte: anderes Wohnhaus		.578	1.101	1.121 ⁻¹	1.441 ⁻¹
Pseudo R ² (n= 1.551; 99,7%)		.048***	.032**		

* Referenzkategorien für Kodiervariablen Alter: 40-49jährige; Ortstypus: Großstadt; Wohnungsbaudichte: freistehendes Ein- oder Zweifamilienhaus; weitere Erläuterungen siehe Tab. 1.

Die *Erklärbarkeit* durch die Soziodemographie ist wiederum für das Ehrenamt höher als für die private Hilfe. Die unstandardisierten Koeffizienten zeigen, dass es keine *gemeinsamen Einflüsse* auf beide Zielvariablen gibt und dass das Geschlecht beide gegensätzlich beeinflusst. Männer engagieren sich eher im Ehrenamt, Frauen eher in der privaten Hilfe; die Typik der häuslichen Arbeitsteilung bestimmt außer Haus nicht nur berufliche, sondern auch außerberufliche Aktivitäten. *Allein auf das Ehrenamt* hat die zusammengefasste Kategorie der Wohnungsbaudichte „Wohnhäuser mit mehr als zwei Parteien“ einen negativen Effekt. *Allein auf die private Hilfe* hat die älteste Gruppe einen positiven Effekt. Insgesamt verbleibt von den in bisherigen Untersuchungen (Braun / Klages 2000; von Rosenblatt 2000; Meier 2003) überwiegend untersuchten soziodemographischen Einflüssen nur das Geschlecht signifikant. Weder das Alter, noch die Partnerschaft, noch die Elternschaft, noch die Wohnumgebung haben bei Kontrolle anderer soziodemographischer Variablen einen Einfluss.

Darüber hinaus ist – wie ein Vergleich der R^2 -Werte der Tabellen 1-3 zeigt – für das Ehrenamt die Erklärungskraft der soziodemographischen Variablen insgesamt geringer als für die Ressourcen und die Einstellungen. Um die Hintergründe des ehrenamtlichen Engagements zu verstehen, ist es also nicht hinreichend, allein die Sozialdemographie zu betrachten. Die private Hilfe hingegen lässt sich durch die Sozialdemographie etwas besser als durch die Einstellungen, aber nicht besser als durch die Ressourcen erklären. Die private Hilfe hängt mehr von Ressourcen als von Einstellungen ab. Auf jeden Fall ist sie nicht durch die Einstellungen bestimmt, die hier für das soziale Engagement insgesamt als wesentlich betrachtet wurden.

4.4 Ressourcen, Einstellungen und Sozialdemographie

Die Regression auf Ressourcen, Einstellungen und Sozialdemographie bestätigt die Ergebnisse der drei Einzelregressionen und wird deshalb nicht mehr tabellarisch dargestellt. Da nun die fehlenden Werte der einzelnen Regressionen sich kumulieren, verringert sich die Stichprobe auf 79,1%. Die *Erklärbarkeit* durch alle Variablen ist wie in jeder Einzelregression für das Ehrenamt höher ($R^2=.199$) als für die private Hilfe ($R^2=.107$).

In der Gesamtregression verlieren lediglich die negativen Regressionskoeffizienten der *Fernsehdauer* und des *Wohnens mit mehreren Parteien* auf das Ehrenamt und der negative Regressionskoeffizient des *Erwerbsstatus* auf die private Hilfe ihre Signifikanz. Auch in der Gesamtregression aber behalten folgende Einflüsse ihre Signifikanz. *Beide Formen des sozialen Engagements* steigen – in Übereinstimmung mit Hypothese 4 – mit dem Sozialkapital in jeweils typischer Form und fallen – entgegen Hypothese 1 – mit der Freizeit. *Allein auf das Ehrenamt* wirken die Leistungsmotivation entgegen Hypothese 5 und die Selbstorientierung in Übereinstimmung mit Hypothese 6 negativ. *Allein auf die private Hilfe* wirkt keine Variable. *Entgegengesetzt auf die beiden Formen des sozialen Engagements* wirkt das Geschlecht: Die Männer sind eher im Ehrenamt, die Frauen eher privat aktiv. Der gegensätzliche Einfluss des Geschlechts bleibt also bestehen, obwohl die Ressourcen, die ihn verursacht haben könnten, Erwerbstätigkeit und Einkommen, kontrolliert sind.¹⁶

Insgesamt wird also nur Hypothese 4 für beide Zielvariablen bestätigt. Die Unterschiede des Einflusses auf Ehrenamt und privater Hilfe überwiegen die Gemeinsamkeiten. Dieses Bild verschärft sich noch, wenn man das Einflussprofil nach der *Rangfolge* der standardisierten Regressionskoeffizienten betrachtet. Hier bleibt als einzige Ähnlichkeit, dass die typische Form des Sozialkapitals zu den jeweils stärksten Einflüssen zählt.

Ein Ehrenamt übernimmt also vor allem, wer viel Kontakt mit Freunden hat, Mann und erwerbstätig ist und oft in die Kirche geht;¹⁷ private Hilfe leistet vor allem, wer viel Kontakt mit Nachbarn hat und Frau ist. Was zuerst in der Regression allein auf die Ressourcen angedungen ist, bleibt also auch in der Regression auf alle Variablengruppen gültig: Das Ehrenamt ist vor allem durch die Einbindung der Person in die weitere soziale Umwelt, die private Hilfe durch die Einbindung in die soziale Nahumwelt bestimmt.

4.5 Zusammenfassung

Die empirische Analyse der Einflüsse sollte erstens ein Profil des Ehrenamts und der privaten Hilfe nach der Stärke ihrer *gemeinsamen und unterschiedlichen* Einflüsse herausarbeiten

16) Grunow u.a. (1983, S. 99, 193) zeigen, dass Frauen eher als Männer Nachbarn bei Fragen zur Gesundheit aktivieren – allerdings ohne die Berufstätigkeit zu kontrollieren.

17) Bis auf die Erwerbstätigkeit finden sich die gleichen Prädiktoren des Ehrenamts auch in der multiplen Regression bei Braun / Klages (2000, S. 43).

und zweitens die *Erklärungsmacht* der Sozialdemographie mit der von Ressourcen und Einstellungen verglichen.

Zum ersten Ziel hat sich Folgendes ergeben. Auf der einen Seite gibt es nur drei *gemeinsame* Einflüsse auf beide Formen des sozialen Engagements. Die beiden stärksten davon – Sozialkapital und Geschlecht – wirken zugleich in einer typischen Weise unterschiedlich auf beide Formen. Für das Ehrenamt sind Freunde, für die private Hilfe Nachbarn die entscheidenden Beziehungen. Und im Ehrenamt engagieren sich eher Männer, in der privaten Hilfe eher Frauen. Allein der dritte und schwächste Einfluss – die Freizeit – wirkt einheitlich negativ auf beide Formen. Auf der anderen Seite gibt es viele *unterschiedliche* Einflüsse. Betrachtet man einzelne Variablen, so haben auf das ehrenamtliche Engagement der Kirchengang und die Erwerbstätigkeit einen positiven und die Selbstorientierung einen negativen Einfluss. Religiosität als eine Einstellung zum Leben überhaupt ist dabei mächtiger als spezifische, mit dem Altruismus enger verbundene Einstellungen. Auf die private Hilfe wirken jedoch keine weiteren Einflüsse. Betrachtet man Gruppen von Variablen, so hängt das ehrenamtliche Engagement deutlich stärker von Ressourcen und Einstellungen ab und ist insgesamt besser erklärbar als die private Hilfe. Die Unterschiede überwiegen also die Gemeinsamkeiten der Einflüsse.

Zum zweiten Ziel hat sich Folgendes ergeben. Die *Erklärungsmacht* der Sozialdemographie für das sichtbare wie das verborgene Engagement ist deutlich kleiner als die von Ressourcen und Einstellungen. In der Gesamtregression verbleiben so gut wie keine der üblichen sozialdemographischen Korrelate des sozialen Engagements. Sind Ressourcen und Einstellungen kontrolliert, so behält allein das Geschlecht seinen Einfluss auf beide Zielvariablen. Ist hingegen die Sozialdemographie kontrolliert, so behalten die Ressourcen ihren Einfluss auf beide Zielvariablen und die Einstellungen auch auf das ehrenamtliche Engagement. Das wird am Vergleich der erklärten Varianz zwischen den Einzelregressionen noch schärfer erkennbar. Das Ehrenamt wird am stärksten durch Einstellungen, die private Hilfe am stärksten durch Ressourcen bestimmt. Aber die Sozialdemographie ist für das Ehrenamt am wenigsten bedeutsam und für die private Hilfe kaum mehr bedeutsam als die Einstellungen. Die Konzentration bisheriger Untersuchungen auf die Sozialdemographie lässt also nicht nur weitere Hintergründe des sozialen Engagements außer Acht, sie verleitet auch dazu, den Einfluss der Sozialdemographie zu überschätzen, genauer gesagt: theoretisch nicht oder falsch zuzuordnen.

Auch wenn die Erweiterung der Einflüsse auf das soziale Engagement insgesamt erfolgreich war, sind aber Erwartungen über spezifische Einflüsse enttäuscht worden. *Erstens* hat die positive – und damit entscheidende – Seite der Übertragung von Handlungsmotiven, die Leistungsmotivation, auf das Ehrenamt einen erwartungswidrig negativen und auf die private Hilfe keinen Einfluss. Das ist, wenn man Leistungsmotivation nicht als egoistisches Motiv verstehen will,¹⁸ ein Ansporn, bessere Indikatoren der Leistungsmotivation zu suchen. *Zweitens* ist die private Hilfe durch keine der hier betrachteten Einstellungen bestimmt. Das ist vor allem für die Religiosität erstaunlich, die fehlende äußere durch innerliche Belohnungen ersetzen sollte, und deshalb vor allem das verborgene Engagement steigern sollte. Offenbar ist die private Hilfe nicht immer uneigennützig und häufig durch die Erwartung der Reziprozität bestimmt. Das ist ein Ansporn, die Erscheinungsformen der privaten Hilfe mit Blick auf die Erwartung wie die wahrgenommene Chance der Reziprozität zu klassifizieren und entsprechend zu erfragen.

18) Ein Untersuchung unter 276 ehrenamtlich Aktiven zeigt, dass – im Gegensatz zur Annahme hier – Leistungsmotivation mit Egoismus positiv und mit Altruismus negativ korreliert (Bierhoff / Schülken 2001, S. 187ff.). In der Bevölkerung insgesamt sollte daher Egoismus, Altruismus und Leistungsmotivation zusammen erhoben werden.

5. Schluss: Vielfalt und Heterogenität des sozialen Engagements

Diese Untersuchung sollte *erstens* die Betrachtung der Erscheinungsformen des sozialen Engagements vom Ehrenamt auf die private Hilfe und *zweitens* die Analyse der Hintergründe des sozialen Engagements von der Sozialdemographie auf Ressourcen und Einstellungen ausdehnen. Dazu wurde die Sichtbarkeit als grundlegende Dimension für unterschiedliche Erscheinungsformen und Hintergründe des sozialen Engagements herausgearbeitet. Aufgrund der unterschiedlichen Sichtbarkeit wurden erstens Hypothesen über *Unterschiede* der Häufigkeit, der Lebensbereiche und der Aktionsformen zwischen Ehrenamt und privater Hilfe entwickelt und überprüft. Zweitens wurden die für jedes Handeln wichtigen Einflussfaktoren des Könnens und Wollens als für das soziale Engagement spezifische Ressourcen und Einstellungen bestimmt und Hypothesen über *Einflüsse* auf jedes soziale Engagement jenseits der Sozialdemographie entwickelt. Einige der Unterschiede der Einflüsse zwischen Ehrenamt und sozialer Hilfe, die sich empirisch ergaben, konnten dann aus der unterschiedlichen Sichtbarkeit beider Formen verstanden werden.

Die Hypothesen über *Unterschiede* wurden alle bestätigt, so dass die Kennzeichnung des Ehrenamts als sichtbaren und der privaten Hilfe als verborgenen Engagements empirisch sinnvoll ist. Die Trennung beider Formen ist empirisch sogar schärfer als erwartet: Sie korrelieren nicht miteinander. Auch das kann Folge der größeren Sichtbarkeit des Ehrenamts sein, die es in öffentliche Verkehrskreise einbindet, während die private Hilfe in der sozialen Nahwelt verbleibt.

Die Prüfung der *Einflüsse* hat mehr Unterschiede als Gemeinsamkeiten beider Formen ergeben. Die Unterschiede sind nicht selten aus der unterschiedlichen Sichtbarkeit verständlich. Weil das Ehrenamt besser sichtbar ist als die private Hilfe, kann es generell besser erklärt werden. Weil das Ehrenamt besser sichtbar ist als die private Hilfe, wird es häufiger von Erwerbstätigen und Männern wahrgenommen und ist stärker durch die – als Gegenpol der Leistungsmotivation verstandene – Selbstorientierung und die Kirchengangshäufigkeit beeinflusst. Auch hier gilt also: Das Ehrenamt bewegt sich stärker in öffentlichen Verkehrskreisen, während die private Hilfe in der sozialen Nahwelt verbleibt.

Das soziale Engagement umfasst also vielfältige und zugleich heterogene Formen. Es kennt mehr Formen als das Ehrenamt; und es variiert nicht nur mit sozialdemographischen Variablen, sondern hängt vom Können und Wollen der Menschen ab. Die sozialdemographische Betrachtung allein des Ehrenamts täuscht über die Vielfalt und Heterogenität des sozialen Engagements hinweg.

Literatur

- Bierhoff, Hans-Werner / Schülken, Theo (2001): Ehrenamtliches Engagement, in: Bierhoff, Hans-Werner / Fetchenhauer (Hrsg.): Solidarität, Opladen, S.183-204..
- Beck, Ulrich (1997): Erwerbsarbeit durch Bürgerarbeit ergänzen, in: Kommission für Zukunftsfragen der Freistaaten Bayern und Sachsen (Hrsg.), Erwerbsarbeit und Arbeitslosigkeit in Deutschland: Entwicklung, Ursachen, Maßnahmen. Teil III: Maßnahmen zur Verbesserung der Beschäftigungslage, Bonn, S. 146-168.
- Behr, Karin / Liebig, Reinhard / Rauschenbach, Thomas (1998): Das Ehrenamt in empirischen Studien – ein sekundäranalytischer Vergleich. (Schriftenreihe des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, Bd. 163), Stuttgart.
- Braun, Joachim / Klages, Helmut / Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hrsg.) (2000): Freiwilliges Engagement in Deutschland. Ergebnisse der Repräsentativbefragung zu Ehrenamt, Freiwilligenarbeit und bürgerschaftlichem Engagement. Band 2: Zugangswege zum freiwilligen Engage-

- gement und Engagementpotenzial in den neuen Bundesländern, (Schriftenreihe des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, Bd. 194.2), Stuttgart.
- Enquetekommission „Zukunft des Bürgerschaftlichen Engagements“, Deutscher Bundestag (Hrsg.) (2003): Bürgerschaftliches Engagement und Sozialstaat, Opladen.
- Erlinghagen, Marcel / Rinne, Karin / Schwarze, Johannes (1999): Ehrenamt statt Arbeitsmarkt? Sozioökonomische Determinanten ehrenamtlichen Engagements in Deutschland, in: WSI-Mitteilungen 52, S. 246-255.
- Evers, Adalbert (1999): Verschiedene Konzeptualisierungen von Engagement, in: Kistler u.a. (Hrsg.), S. 53-66.
- Evers, Adalbert / Olk, Thomas (2003): Einleitung, in: Enquetekommission „Zukunft des Bürgerschaftlichen Engagements Deutscher Bundestag (Hrsg.), a.a.O., S. 9-12.
- Gabler, Siegfried / Häder, Sabine / Hoffmeyer-Zlotnik, Jürgen H.P. (Hrsg.) (1998): *Telefonstichproben in Deutschland*. Opladen.
- Gensicke, Thomas (2000): Deutschland im Übergang. Forschungsinstitut für Öffentliche Verwaltung bei der Deutschen Hochschule für Verwaltungswissenschaften Speyer.
- Gerzer-Sass, Annemarie (2003): Familienselbsthilfe und bürgerschaftliches Engagement, in: Enquetekommission „Zukunft des Bürgerschaftlichen Engagements Deutscher Bundestag (Hrsg.), a.a.O., S. 123-138.
- Grunow, Dieter u.a., (1983): Gesundheitsselfhilfe im Alltag. Ergebnisse einer repräsentativen Haushaltsbefragung über gesundheitsbezogene Selbsthilfeeferfahrungen und – potenziale. Stuttgart: Enke.
- Heinze, Rolf G. / Olk, Thomas (1999): Vom Ehrenamt zum bürgerschaftlichen Engagement, in: Kistler u.a., a.a.O., S. 77-100.
- Kistler, Ernst / Noll, Heinz-Herbert / Priller, Eckhard (Hrsg.) (1999): Perspektiven gesellschaftlichen Zusammenhalts, Berlin.
- Klatezki, Thomas / Wedel-Parlow, Ursula von (2001): Soziale Arbeit, in: Schäfers / Zapf (Hrsg.), a.a.O., S. 583-595.
- Maag, Gisela (1991): Gesellschaftliche Werte. Strukturen, Stabilität und Funktion, Opladen.
- Mead, George Herbert (1977). *On Social Psychology*. Chicago
- Meulemann, Heiner (2001): Identität, Werte und Kollektivorientierung, in: Karl-Rudolf Korte / Werner Weidenfeld (Hrsg.), *Deutschland-Trendbuch. Fakten und Orientierungen*, Opladen, S. 583-595.
- Meulemann, Heiner (2002): Wertwandel in Deutschland von 1949-2000, FernUniversität Hagen, Fachbereich Kultur- und Sozialwissenschaften.
- Meulemann, Heiner / Beckers, Tilo (2003): Hat die Flut vom August 2002 die Spendenaktivität gesteigert? in: Zentralarchiv-Infomationen 52, S. 37-57.
- Meulemann, Heiner / Beckers, Tilo (2004): Ehren in unterschiedlichen Ämtern. Der Einfluss von Ressourcen und Einstellungen auf die Übernahme eines Ehrenamts in Dienstleistungs- und Wohlfahrtsvereinen in Deutschland im Jahre 2002. Erscheint in: Petermann, Sören / Bayer, Michael (Hg.) *Festschrift für Heinz Sahrner*.
- Meier, Bernd (2003): Mehr Gemeinsinn! Einige richtige Antwort auch auf die Globalisierung?, Köln.
- Noll, Heinz-Herbert (1999): Dimensionen der empirischen Erfassung von Ehrenamt, Gemeinsinn und Sozialkapital, in: Kistler / Noll / Priller, a.a.O., S. 395-399.
- Picot, Sibylle (Hrsg.) (2001): Freiwilliges Engagement in Deutschland. Ergebnisse der Repräsentativbefragung zu Ehrenamt, Freiwilligenarbeit und bürgerschaftlichem Engagement. Band 3: Frauen und Männer, Jugend, Senioren, Sport, (Schriftenreihe des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, Bd. 194.3) Stuttgart.
- Priller, Eckhard (1999): Variationen zum Thema „Ehrenamt“, in: Kistler u.a. (Hrsg.), a.a.O., S. 131-144.
- Schäfers, Bernhard / Zapf, Wolfgang (Hrsg.) (2001): *Handwörterbuch zur Gesellschaft Deutschlands*, Opladen.
- Statistisches Bundesamt (2001): *Statistisches Jahrbuch für die Bundesrepublik Deutschland*, Wiesbaden.

- von Rosenblatt, Bernhard (Hrsg.) (1999): Zur Messung ehrenamtlichen Engagements in Deutschland – Konfusion oder Konsensbildung?, in: Kistler / Noll / Priller, a.a.O. S.400ff.
- von Rosenblatt, Bernhard (Hrsg.) (2000): Freiwilliges Engagement in Deutschland. Ergebnisse der Repräsentativbefragung zu Ehrenamt, Freiwilligenarbeit und bürgerschaftlichem Engagement, Band 1: Gesamtbericht, (Schriftenreihe des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, Bd. 194.1) Stuttgart.
- Voß, G. Günter / Dombrowski, Jörg (2001): Berufs- und Qualifikationsstruktur, in: Schäfers / Zapf (Hrsg.), a.a.O., S. 63-75.
- Weber, Max (1976): *Wirtschaft und Gesellschaft*, Tübingen.

Prof. Dr. Heiner Meulemann,
Tilo Beckers, M.A.,
Institut für Angewandte Sozialforschung,
Universität zu Köln, Greinstraße 2
D – 50969 Köln.
Tel. 0221 – 470 -6140, -5658, Fax 0221- 470 -5169
e-mail: meulemann@wiso.uni-koeln.de, beckers@wiso.uni-koeln.de